

Deutschlandfunk

## **GESICHTER EUROPAS**

Samstag, 03. Dezember 2011 – 11.05 – 12.00 Uhr

### **Unverstanden und vergessen – Tessin, das Stiefkind der Schweiz?**

Mit Reportagen von Kirstin Hausen  
Am Mikrophon: Katrin Michaelsen  
Musikauswahl: Babette Michel

#### **Urheberrechtlicher Hinweis**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Die Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in §§ 44a bis 63a Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© **Deutschlandradio** 

- unkorrigiertes Exemplar –

Eine Deutsch-Schweizerin über Kinderarbeit im Tessin

**Wenn diese Kinder nicht gewesen wären, sähe der heutige Kanton Tessin sicher anders aus. Es ist ein wertvoller Beitrag, was sie geleistet haben und die Ehre und der Wert soll ihnen zurückgegeben werden.**

Und eine italienische Pendlerin über das Misstrauen

**Wie viele Tessiner gibt es eigentlich, deren Eltern und Großeltern im Tessin geboren wurden? Die kann man doch an den Fingern einer Hand abzählen. Die Tessiner waren früher in der gleichen Situation wie wir heute, sie mussten ins Ausland gehen, um Arbeit zu finden. Ich weiß wirklich nicht, warum sie sich so auf uns eingeschossen haben.**

Unverstanden und vergessen – Tessin – Das Stiefkind der Schweiz? Gesichter Europas mit Reportagen von Kirstin Hausen. Am Mikrofon begrüßt sie Katrin Michaelson

Wer in Bern, der Hauptstadt der Deutschschweiz, ins Auto steigt, wer sich aufmacht Richtung Süden, die Alpen hinter sich lässt, der wird eine andere Welt vorfinden. Das Tessin in der italienischen Schweiz, mit seiner Seenlandschaft, seinen Palmen, seinen mondänen Villen ist für die meisten Deutsch-Schweizer ein liebliches Urlaubs-Paradies. Doch es gibt noch ein anderes, ein verborgenes Tessin: Ein hartes, voller Entbehrungen und Armut, von der Landwirtschaft geprägt. In einer Zeit, die auf den Bauernhöfen keine Kindheit zuließ. Noch bis in die 1970er Jahre hinein mussten die sogenannten „Verdingkinder“ schuften. Hunderttausende waren es, die auf Druck der Behörden ihre leiblichen Familien verlassen mussten, um fernab der Heimat schwer zu arbeiten. Erst allmählich rückt das Leid der Jungen und Mädchen in die Öffentlichkeit. Lange galt das Schweizer Verdingwesen als Tabu.

Damit wollte sich Lisa Wenger jedoch nicht abfinden. Sie sorgt dafür, dass über das Verdingwesen gesprochen wird. Und das nicht nur im Tessin, wo besonders viele Verdingkinder herkamen.

## **REPORTAGE 1**

### **Lisa – vom Verdingkind zur Vorkämpferin**

Schäferhund Rambo, ein Tennisball und ein paar Hundekekse – mehr braucht Elisabeth Wenger an diesem frostigen Wintermorgen nicht, um glücklich zu sein. Sie wirft den Ball, er landet im Gemüsebeet. Rambo springt hinterher und beginnt zu graben, dass die Erdklumpen nur so fliegen.

**Oh nee, komm sitz!**

An Strenge mangelt es ihr manchmal, deshalb geht es einmal die Woche in die Hundeschule. Dann packt Elisabeth Wenger ihren Rambo ins Auto und fährt über schmale Serpentinaen hinunter in die nächste Stadt, nach Locarno.

**Wenn heftige Regenfälle sind oder ein Erdbeben ist, dann sind wir abgeschnitten. Hier im Dorf hat jeder genügend Vorräte, damit er nicht hilflos ist. Im Winter kommt es vor, dass wir ein paar Tage nicht weg kommen, dass wir abgeschnitten sind, aber man gewöhnt sich dran.**

Elisabeth Wenger zuckt die Schultern und fährt sich durch das lockige, halblange Haar. Sie wirkt mindestens zehn Jahre jünger als sie mit ihren 64 Jahren ist. Wache Augen, feine, helle Haut, kaum Falten, eine weiblich-füllige Figur. Sie hat sich Palagnedra, diesen abgelegenen Ort im Cento-Valli-Tal, vor mehr als 20 Jahren ausgesucht. Sie wollte südlich der Alpen leben, aber in der Schweiz bleiben. Um nichts in der Welt würde sie Palagnedra wieder verlassen. Das Tessin ist ihre wahre Heimat, sagt die Deutschschweizerin.

**Es gab hier im Dorf andere Deutschschweizer, die waren fremder als fremd, aber bei mir war es genau das Gegenteil. Es liegt an der Einstellung, man hierher kommt. Der, aber das muss man erst begreifen. Der Tessiner mag etwas zurückhaltend sein, abweisend, aber der Tessiner hat ein großes Herz und wen er mal ins Herz geschlossen hat, den liebt er und der ist dort zuhause. Ich bin zuhause, was ich vorher nie war.**

Ihr Blick verdüstert sich. Sie spielt mit einer Haarlocke. Vorher – das waren beinahe 40 Jahre, darunter sehr leidvolle in der Kindheit. Als Lisa Wenger noch ein Baby war, gab ihre Mutter sie weg.

**Geboren bin ich in Hergeswil am See. Zur Pflegefamilie bin ich gekommen, weil meine Mutter kein uneheliches Kind wollte. Sie kam aus vornehmerm Haus und das war ne Schande für sie.**

Also kommt das wenige Wochen alte Mädchen zu einer kinderlosen Familie in Pfaffnau im Kanton Luzern.

**Aber die haben sofort gecheckt: mit mir lässt sich ein Geschäft machen, das war ein Deal**

Denn die Familie bekommt Geld dafür, dass sie die kleine Elisabeth aufnimmt. Für Unterkunft und Verpflegung der Verdingkinder, wie sie in den offiziellen Schriftstücken heißen. 180 Franken im Monat, fast so viel wie ein ungelernter Arbeiter damals verdiente. Doch Elisabeth Wenger kommt das Geld nicht zugute. Im Gegenteil: schon im Grundschulalter muss sie für ihre Pflegemutter in der Nachbarschaft arbeiten. Spürt sie nicht, wird sie in den Keller gesperrt. Regelmäßige Mahlzeiten gibt es für sie nicht.

**Es waren dann drei Nachbarn, denen ich helfen musste, und einer war ein Schweinebauer und der hat jeden Tag Kartoffeln gekocht für die Schweine, und Haferflocken. Und diese gekochten Kartoffeln, das war für mich Essen und ich hab das tagtäglich geklaut. Ich glaube, die wussten das, aber die haben nie was gesagt.**

Doch sie schweigen auch zu den Misshandlungen, die Elisabeth widerfahren. Statt Liebe gibt es zuhause vor allem Schimpfe und Schläge. Das ganze Dorf weiß Bescheid, doch niemand meldet die fürchterlichen Zustände.

**Weil, ich war ja rechtlos. Pflegekinder und Verdingkinder hatten keine Rechte.**

Ein Skandal, der erst vor wenigen Jahren öffentlich wurde, dank Menschen wie Elisabeth Wenger.

**Wir haben eine Vereinigung gemacht, damit sich die Verdingkinder melden können und damit man sich trifft. Ich hab dann mit Bedauern eigentlich festgestellt, die sind immer noch in ihrem Trauma gefangen, die können**

**nicht verzeihen, die können nicht nach vorne schauen, sie können nicht loslassen.**

Elisabeth Wenger schließt eine Hand zur Faust, öffnet sie langsam und dreht die offene Handfläche gen Himmel. Loslassen kann diese Frau, verzeihen auch, sagt sie. Sie krault Schäferhund Rambo, den sie aus dem Tierheim geholt hat, drückt ihr Gesicht in sein dichtes Fell.

**Tiere sind mein Ein und Alles. Von Menschen kann man enttäuscht werden, von einem Tier niemals.**

Und deshalb sind auch Rambos gelegentliche Bellanfälle für Elisabeth Wenger kein Grund zu verzweifeln.

**Jetzt ist fertig, basta, ist gut, komm Rambo, ist gut, komm.**

Insgesamt hat sie drei Hunde, dazu ein paar Hühner, die zu alt sind, um noch Eier zu legen. Früher gab es auf ihrem Hof in Palagnedra auch noch Schafe, Schweine, Kaninchen und jede Menge Katzen.

**Das war ein alter Stall, halb verfallen und wir haben das in Eigenarbeit umgebaut. Und die erste Person, die uns begrüßte, war unsere Nachbarin, das war die über 80jährige Bina. Und sie war dann jeden Nachmittag bei mir zum Kaffee, hat mir die Sprache beigebracht, obwohl sie kein Wort deutsch sprach, aber sie sprach ein feines italienisch.**

Die alte Dame erzählt Elisabeth Wenger ihre Lebensgeschichte. Und auch die des Vaters. Emilio. Sein Schicksal erinnert Elisabeth Wenger an ihre eigene Kindheit. Emilio musste seine Tessiner Familie schon als Sechsjähriger verlassen und wurde für ein halbes Jahr nach Turin geschickt, um als „spazzacamino“, als Kaminfeger Geld zu verdienen. Eine übliche Praxis im 19. Jahrhundert.

**Ob eine Familie den Winter überleben kann, das hing davon ab wie viele Kinder am Tisch sassen. Wenn ein oder zwei weg waren, war das eine Riesenentlastung und da gab es ja auch noch die 20 Franken, die die Eltern bekamen.**

Denn die Jungen gingen nicht auf eigene Faust. Sie wurden italienischen Kaminfeuern mitgegeben, für die sie je nach Vertrag drei, sechs oder sogar acht Monate lang arbeiten mussten.

**Es ist egal, ob Verdingkinder oder Kaminfegerkinder –die soziale Stufe war die letzte Stufe, der Abschaum. Aber im Gegensatz zu den Verdingkindern sind die spazzacaminis niemals mit ihren Eltern böse gewesen Sie waren irgendwie stolz, dass sie für ihre Familien etwas tun konnten, einen Beitrag leisten, um diesen Hunger aus der Welt zu schaffen. Und wenn diese Kinder nicht gewesen wären, sähe der heutige Kanton Tessin sicher anders aus. Es ist ein wertvoller Beitrag, was sie geleistet haben und die Ehre und der Wert soll ihnen zurückgegeben werden.**

Das hat Elisabeth Wenger geschafft. Sie hat die Dörfer des Cento Valli und des Verzascatal abgeklappert, um Nachkommen der Kaminfegerkinder zu finden, hat das Schweizer Fernsehen und Radio dazu gebracht, ihre Erinnerungen aufzunehmen und zu veröffentlichen.

**Es gab eine Generation, die hat das Thema gar nicht gekannt. Da hat man tolle Arbeit geleistet, das unter den Teppich zu kehren. Das Tessin ist heute bekannt als dieser wunderschöne Ferienort, das es da mal Elend gab, das sieht man ja nicht, aber das ist der Ursprung vom Tessin.**

Elisabeth Wenger schaut auf die Uhr. Fast zwölf. Zeit, das Mittagessen zu kochen. Aber vorher darf Rambo noch ein paar Mal dem Ball hinterherjagen. Selbst, wenn er das Gemüsebeet umgräbt – sie kann ihm nicht böse sein.

Das Tessin ist eine Region, in der Armut, Kinderarbeit und Auswanderung zu den Familiengeschichten gehören. Nur noch wenige können über dieses alte Tessin reden, das bis zum Beginn des zweiten Weltkriegs als Armenhaus der Schweiz galt. Es war die Zeit der Misere und der Mühsal. Tausende Tessiner zog es aus ihrer Heimat fort, in der Hoffnung auf ein besseres Leben. So wie Gori in dem Roman „Nicht Anfang und nicht Ende“ von Plinio Martini

## **LITERATUR 1**

*Zum meiner Zeit pflegten von Cavigno alljährlich drei, vier Burschen oder mehr auszuwandern. Das Dorf wurde immer magerer, wie ein Mensch, der einen Bandwurm hat. Wir merkten es in der Kirche an den Lücken in den Sitzreihen. Die Männer litten draußen in der Welt an Heimweh, die Mädchen saßen daheim und wurden alte Jungfern. So war es in allen Tälern: Je höher man hinaufkam, desto mehr verfallene Häuser konnte man sehen, und die wenigen Frauen, denen man in den Gässchen begegnete, hatten verhärmete, vorzeitig gealterte Gesichter.*

Die Rolle der Stiefkinder haben die Tessiner bis heute verinnerlicht. Noch immer steckt den Menschen die Angst in den Knochen, von den Deutschschweizern nicht ernst genommen oder einfach vergessen zu werden. Dabei hat der Kanton dank Tourismus und Banken heute einen hohen Lebensstandard. Die meisten Touristen sind Deutschschweizer. Und führen sich nach Ansicht vieler Tessiner auf wie Kolonialherren: Begnügen sich mit rudimentären Italienisch-Kenntnissen, sprechen stattdessen Deutsch, kaufen Häuser in den schönsten Lagen und machen es einheimischen Familien damit schwer, Wohneigentum zu erwerben.

## REPORTAGE 2

### Heizungsbauer Paolo und die arrogante Kundschaft aus der Deutsch-Schweiz

Ein dreistöckiges Haus im historischen Ortskern von Ruvigliana, 4 Kilometer östlich von Lugano. Das Haus ist 100 Jahre alt, jetzt hat es neue Besitzer. Ein deutsches Ehepaar. Nichts Ungewöhnliches. In Ruvigliana leben mehr Zugezogene als Einheimische und die meisten stammen aus München, Stuttgart, Zürich oder Bern, sind also deutsche Muttersprachler.

#### *Atmo Gespräch auf italienisch hoch*

In Ruvigliana geboren und aufgewachsen ist dagegen der Heizungsbauer und Sanitärinstallateur Paolo Canuti. Strahlend blaue Augen, dunkelblondes, halblanges Haar, das ihm in die Stirn fällt. Er bespricht mit dem Architekten, der die Renovierung des Hauses leitet, das neue Heizsystem. Erdgas statt Öl. Paolo Canuti ist ein kräftiger Mann, vor 20 Jahren war er als Ruderer international erfolgreich. Heute leitet er die Firma, die sein Vater gegründet und an ihn weitergegeben hat.

**Wir sind 13 Leute in der Firma, das ist noch ein Familienbetrieb. Früher hatten wir nur 4, 5 Arbeiter, aber der Markt verlangt mehr Flexibilität. Früher riefen die Kunden an und waren zufrieden, wenn der Kostenvoranschlag innerhalb eines Monats auf dem Tisch lag. Heute ist das undenkbar, heute heißt es: nur wenn Sie mir den Kostenvoranschlag bis morgen schicken, bekommen Sie den Auftrag.**

Nicht nur die Kunden sind ungeduldiger als früher, hat Paolo Canuti festgestellt, auch die Konkurrenz hat zugenommen. Neuerdings machen italienische Firmen aus dem nahe gelegenen Como und dem Grenzgebiet massiv Werbung im Einzugsgebiet von Lugano. Sie unterbieten die Preise der Tessiner Handwerker



um ein Vielfaches. Einen Kunden warten lassen, das kann sich Paolo Canuti deshalb nicht mehr leisten. Da arbeitet er lieber das Wochenende durch.

**Ich bin zur Bescheidenheit erzogen worden. Wir haben uns erst vor kurzem den Luxus erlaubt, eine Sekretärin Vollzeit einzustellen. Von unserer Mentalität her, machen wir lieber alles selbst, aber man muss auch delegieren können.**

Das Delegieren fällt ihm schwer, bestätigt einer seiner Arbeiter. Paolo Canuti hebt die Schultern und will gehen. Um den Einbau der Gasheizung kümmern sich zwei langjährige Mitarbeiter. Ein Anruf von einer anderen Baustelle. Der Auszubildende Luca hat Fragen zum Einbau einer Badewanne.

Freundlich erklärt ihm der Chef, wie`s geht. Während Paolo Canuti in sein Handy spricht, tritt er hinaus auf die Straße. Die Aussicht auf den Luganer See ist grandios. Ruvigliana gehört zu den begehrtesten und teuersten Wohngebieten im Tessin.

**Die Deutschen sind hier schon seit den 50er Jahren. Sie haben Europa nicht erobern können, aber sie haben es aufgekauft. Ich habe viele Kunden, die hier ihre Feriendomizile erworben oder gebaut haben. Und natürlich habe ich auch viele Kunden aus der Deutschschweiz.**

Von den Tessinern allein könnte Paolo Canuti nicht leben. Hier ein defekter Warmwasserboiler, dort ein undichtes Rohr – das würde nicht reichen, um die Firma weiterzuführen. Es sind die Bewohner von auswärts, die sich eine Rundumsanierung leisten oder gleich neu bauen. Das bringt zwar Geld, aber richtig glücklich ist der Endvierziger mit dieser Entwicklung nicht.

**Seit den Neunziger Jahren ist hier wie verrückt gebaut worden. Hoffentlich endet das nicht mit einer Immobilienblase wie in Amerika. Ich denke, wir müssten diese Politik ändern und mehr Altbauten sanieren statt riesige Neubauten hochzuziehen.**

Paolo Canuti zeigt auf ein modernes Gebäude am Hang unterhalb der Straße. Flachdach mit Parkplätzen, Aufzug, große Fensterfronten zur Seeseite. Luxuriöse Appartements, doch in keinem einzigen brennt Licht. Zweitwohnungen, murmelt Paolo Canuti. Sein Finger wandert weiter zu einer Reihe von Villen, versteckt hinter meterhohen Hecken. Sie gehören allesamt Deutschschweizern. Stammkunden, sagt Paolo. Sie zufrieden zu stellen sei nicht leicht.

**Sie haben das Sprachproblem, müssen es irgendwie schaffen, der Firma klar zu machen, was sie wollen und vielleicht entspricht die Art, wie wir hier vorgehen, nicht ganz ihren Erfahrungen in der Innerschweiz. Sie meinen dann sofort, wir würden schludern und schlampig arbeiten, weil wir ja hier schon so nah an Italien sind, aber das ist nicht so. Schließlich sind unsere Berufsschulen und die Prüfungen hier genauso schwer wie in Bern, Zürich oder Lausanne.**

Paolo Canuti verzieht den Mund. Das Thema regt ihn auf.

**Ich finde, das ist ein arrogantes Verhalten! Und dann versuchen sie auch noch, dich runterzuhandeln oder zögern die Bezahlung hinaus. Drei, vier, fünf Monate warte ich dann auf mein Geld. Trotzdem müssen wir ihre Wünsche so gut es geht erfüllen und das ist nicht immer leicht. Nehmen wir an, jemand will ein Badezimmer aus purem Marmor, weil er das auf einem Foto gesehen hat. Das heißt nicht, dass es bei ihm zuhause so gut aussieht wie auf dem Foto, es kommt auf die Ausgangssituation an. Aber darüber denken diese Leute gar nicht nach.**

Ein Seufzer, ein Griff in die Jackentasche. Paolo Canuti zieht sein Handy hervor, checkt die Terminlage. In einer halben Stunde muss er beim nächsten Kunden sein.

## LITERATUR 2

*Abends auf der Alp nach dem Melken, an den Winterabenden zu Hause vor dem Kamin, hörten wir von klein auf immer die gleichen Geschichten: Rom, Frankreich, Holland, Australien, Argentinien, Kalifornien – die ganze Welt zog an unseren weit aufgerissenen Augen vorbei, und Amerika war stets das letzte, was in unseren vor Müdigkeit wackelnden Köpfen haften blieb; und dann ins Bett, um von den abenteuerlichen Ländern zu träumen, wo das Gold auf der Straße liegt und man zum Frühstück Beefsteaks isst. Wir träumten auch von der Heimkehr. Man springt aus dem Zug: "Well, da bin ich wieder!" Beim Springen hört man die Dollars in deiner Tasche klimpern, und jeder, der dich sieht, weiß, was die dick geschwollene Brieftasche unter deiner Jacke bedeutet.*

Einst war Auswandern die einzige Rettung, heute wollen die Tessiner bleiben. Und nicht nur sie. Auch Deutsch-Schweizer und Italiener zieht es her, noch allerdings müssen sie dafür viel Zeit und große Geduld aufwenden, lange Weg in Kauf nehmen, sei es über- oder auch unterirdisch, durch den Gotthard-Straßen-Tunnel. Staus auf den Straßen, Verspätungen auf der Schiene. Wenn es um die Verkehrspolitik der Schweiz geht, möchte auch der Tessiner Kantonsrat mitreden. Das Unbehagen aber ist groß, von der Regierung in Bern nicht wahrgenommen, nicht als gleichberechtigter Partner anerkannt zu werden. Eine Urangst, deren Gründe weit zurückliegen. Denn das Tessin wurde von der Restschweiz erst spät als gleichwertiger Kanton anerkannt. Erst im Jahr 1803, nach einer blutigen Rebellion. Davor galten die Tessiner als Untertanen der nördlichen Urkantone. Und noch kennen die Tessiner das Gefühl des Vernachlässigt-Seins, noch heute heißt es „Für die in Bern sind wir ja eh´ keine richtigen Schweizer“. Deswegen schickt der Kantonsrat inzwischen einen Gesandten nach Bern. Sein Auftrag: Lobbyarbeit für das Tessin.

## **REPORTAGE 3**

### **Ein Gesandter und sein Auftrag – Lobbyarbeit für das Tessin**

Ein Kiosk, zwei Ticketautomaten. Der Bahnhof von Bellinzona um halb zehn am Morgen. Nicht mehr viel los, die Pendler fahren früher zur Arbeit. Noch zwei Minuten bis der Intercity Richtung Basel einfährt, ein junger Mann in Anzug und Krawatte tritt ungeduldig von einem Bein auf's andere.

**Ich versuche meistens, nicht zu viel Zeit zu verlieren und komme dann so auf die 20 letzten Sekunden. Ja sonst habe ich den Eindruck, ich sitz hier herum.**

Der Mann heißt Jörg De Bernardi und so deutsch-italienisch wie sein Name ist auch seine Biografie.

**Ich bin geboren in Basel und dann aufgewachsen im Tessin, ich bin seit ich dreieinhalb Jahre alt bin im Tessin.**

Jörg De Bernardi fährt nicht zum Spaß von Bellinzona bis Bern. Es ist sein Job. Als Gesandter des Tessiner Regierungsrates soll er in der Hauptstadt Bern, im „Bundesbern“, wie die Schweizer sagen, Lobbyarbeit für den Kanton südlich der Alpen machen.

*Hin und zurück zwei Mal in der Woche, manchmal drei Mal. Aber es ist viel, es sind immerhin vier Stunden Zugfahrt in eine Richtung, das macht acht Stunden. Aber im Zug arbeite ich am besten. Besser als im Büro. Da kann man wirklich in Ruhe – man hat ein Ziel, man setzt sich unter höheren Druck als das im Büro der Fall ist.*

Der Zug fährt ein. Jörg De Bernardi öffnet mit Schwung die Tür, ein Kopfnicken Richtung Schaffner, man kennt sich bereits.

**Es gibt weiter vorne ein Businessabteil, wo ich in Ruhe arbeiten kann.**

Aber heute Morgen braucht Jörg De Bernardi erst einmal einen Kaffee.

Darf es etwas dazu sein? Ein Croissant? Fragt der Chef des Bordbistros, ein kräftiger Mann mit blondem, hochgezwirbeltem Schnauzbart.

Jörg de Bernardi entscheidet sich für ein Vollkorn-Croissant und einen Cappuccino. Dann fährt er seinen Laptop hoch.

**Jetzt muss ich die Zeit kurz nutzen bis die nächsten Tunnels kommen, für die Mails.**

Die schmalen Finger gleiten eilig über die Computertastatur. Jörg De Bernardi ist ein feingliedriger Mann mit freundlichen, braunen Augen. Konventioneller Haarschnitt, ein blasses Gesicht. Keine auffällige Erscheinung. Für die Aufgabe, die er zu erfüllen hat, passt das genau.

**Die Forderung eine solche Stelle zu schaffen, kam auch stark von den Tessiner Parlamentariern, , und in dem Sinne sind das jene Leute, die vielleicht am stärksten gespürt haben, dass man jemanden braucht in Bern, der Kaffee trinken geht, der auf den Gängen rumhängt. Man hat dann beschlossen, diese Stelle so zu schaffen, dass es eher jemand ist, der im Hintergrund arbeitet. Also nicht ein altgedienter Regierungsrat, eine Größe der Politikwelt, die man dann nach Bern schickt und die öffentlichkeitswirksam auf den Tisch hauen kann. Sondern mehr jemand, der unterstützend, die politischen Prozesse begleiten kann. Es ist ja so, dass der Tessin, der Kanton, immer stärker geprägt und mehr eingeengt wird in seinen Entscheidungen durch Beschlüsse aus Bern. Einfach, weil die politisch relevanten Räume immer größer werden und heute vieles kantonsübergreifend beschlossen werden muss.**

Zum Beispiel Infrastrukturmaßnahmen. Die Schweiz ist ein Transitland für den Schwerverkehr, das Tessin Teil der Nord-Süd-Achse mitten durch Europa. Das bedeutet: viel Verkehr, Staus, und Lastwagenkolonnen. Brasilianischer Orangensaft wird vom Hafen in Genua nach Freiburg im Breisgau transportiert, quer durch das Tessin. Doch obwohl sie an einer der wichtigsten Handelsrouten Europas leben, fühlen sich die Tessiner meist nicht im Zentrum, sondern am Rande des Geschehens.

**Im September hat uns die Bundespräsidentin empfangen, mit uns meine ich den Regierungsrat des Kantons Tessin corpore, das sind fünf plus Staatskanzler des Kantons. Das war auch ein symbolisch wichtiges Treffen. Der Regierungsrat ist dann aufgebrochen mit ´nem Kleinbus und es gab dann einen kleinen Unfall im Tunnel, der Tunnel wurde für 2,3, Stunden gesperrt, Staus, man musste oben durch. Der Pass war zum Glück noch frei, aber dann gab es in Luzern nochmals ne gute halbe Stunde Stau und man musste wirklich direkt vorfahren, aus dem Auto in den Sitzungssaal stürmen, damit man rechtzeitig da war und das kommt oft vor.**

Auch deshalb nimmt Jörg de Bernardi lieber den Zug als das Auto. Am Fenster gleiten die Schluchten des Tessins vorbei. Dann zwei Wasserfälle – lautlos klatscht die Gischt auf, wie in einem Film ohne Ton. Die Landschaft wird karger, die Kurven enger.

Immer höher kämpft sich die Lokomotive hinauf. Die Motoren wummern – und Jörg De Bernardi haut in die Tasten. Gleich kommt der Tunnel. Der lange. Der Tunnel durch den Gotthard. Dann ist Schluss mit Internetempfang. Auch das Handy ist dann vorübergehend schachmatt gesetzt. Jörg de Bernardi will vorher noch einen Bericht versenden. Thema ist die Totalsanierung des Gotthardstraßentunnels, die in einigen Jahren nötig wird. Während der Bauarbeiten will das Verkehrsdepartement in Bern den Tunnel über mehrere Jahre schließen.

**Der Vorschlag, der auf dem Tisch liegt, ist so, dass man den Schwerverkehr auf die Schiene verlagern würde.**

Die hochgezogenen Augenbrauen verraten, dass Jörg De Bernardi damit nicht einverstanden ist. Denn die Container, die heute die LKW transportieren, müssten vor dem Tunnel auf Züge verladen werden. Dafür braucht es spezielle Verladestationen, die erst noch gebaut werden müssten.

**Der Tessiner Regierungsrat sagt: es geht nicht, dass der Tessin abgeschnitten wird. Und er sagt: die Kosten der Begleitmaßnahmen, diese Verladestationen, die sind so hoch, das kostet bis zu einer Milliarde, und nach drei Jahren hat man nix mehr für diese Milliarde.**

Deshalb verlangt der Tessiner Regierungsrat, dass Bern mit diesem Geld keine Verladestationen baut, sondern eine zweite Tunnelröhre.

**Der Bau eines neuen Tunnels kostet unseren Berechnungen gemäß 1,6 Milliarden, und das ist ne Investition auf Jahrzehnte**

De Bernardi klappt den Laptop zu und genießt die Aussicht. Zackig heben sich die Bergspitzen vom Horizont ab. Die letzten Kilometer bis zur Kantonsgrenze.

**Man weiß, dass man ein kleines Dorf ist, eine kleine Gemeinde ist das Tessin, das es einem gar nicht so schlecht geht, andererseits das dieses Nicht-so-schlecht-gehen auch viel zu tun hat mit den Umständen, dass wir auf dieser Gotthardstrecke sind, das wir zur Schweiz gehören, und das gibt etwas Unsicherheit. Man ist etwas ausgeschlossen, man ist nicht so wie die braven Deutschschweizer, die Herren des Landes, das weiß man alles und wenn man trotzdem die Würde behalten will, dann ironisiert man sich selbst.**

Der Humor der Tessiner wird in der Deutschschweiz nicht immer verstanden. Denn wenn sich die Tessiner im Spaß selbst klein machen, dann hoffen sie auf

Widerspruch ihres Gegenübers. Die Deutschschweizer nehmen sie jedoch ernst und halten sie oft genug wirklich für so chaotisch oder trottelig, wie sie sich darstellen. Aber auch von den Italienern fühlen sich die Tessiner unverstanden, obwohl die gemeinsame Sprache eigentlich verbindet.

**Dieser Bezug zu Italien, das ist eine spannende Sache. Mailand ist schon sehr südlich, wird so empfunden. Man fühlt sich eben als Tessiner, man ist in diesem kleinen Raum zwischen Mailand und Deutschschweiz und beides ist Ausland.**

Draußen wird es schwarz, der Zug saust in den Tunnel. 15 Kilometer ist er lang. In seinem Inneren liegt die Kantonsgrenze. In zehn Minuten wird Jörg De Bernardi auf der anderen Seite wieder herauskommen, im Kanton Uri, im (gefühlten) Ausland.

### **LITERATUR 3**

*An der Küste lag die Bar eines Italieners, der seine Schürze zusammenrollte, um mir entgegenzulaufen. Er kam aus dem Val Camonica und unterhielt sich gern mit mir. Er erzählte von seinem Tal, ich von dem meinen, und dabei entdeckten wir, wie groß die Ähnlichkeit zwischen beiden war und wie viele Dinge wir auf die gleiche Art taten. Denen, die immer hier sitzen, scheint Italien ein fremdes Land zu sein, aber wenn man in der Welt herumkommt, merkt man leicht, dass die Italiener und wir aus dem gleichen Topf stammen. Später wurden wir gute Freunde und unterhielten uns ganze Tage lang miteinander. Wir lachten und klopfen uns gegenseitig ausgiebig auf die Schultern, und manchmal stieg uns beiden ein Kloß in den Hals, der mit einem weiteren Glas hinuntergespült werden musste.*

Eigentlich teilen Tessiner und Italiener das gleiche Schicksal. Eigentlich blicken beide auf eine lange Tradition der Auswanderung zurück. Auch die Italiener



sind seit Generationen dazu bereit, ihr Land zu verlassen, um sich eine neue Existenz aufzubauen. Heute entscheiden sich viele Norditaliener für die kleine Lösung. Sie pendeln Tag für Tag. 50.000 Grenzgänger sind es mittlerweile, die in Italien wohnen und im Tessin arbeiten. Sie verlangen nicht viel, geben sich mit geringen Löhnen zufrieden und werden als Konkurrenten auf dem Tessiner Arbeitsmarkt zunehmend angefeindet.

## **REPORTAGE 4**

### **Grenzgänger: Sonia und Giuseppe**

#### **Ciao Ale, a domani.**

Ein kurzer Gruß an den Chef, dann packt Sonia ihre Tasche und flitzt los.

Es ist halb neun am Abend. Feierabend für die 24jährige Italienerin, die im Selbstbedienungsrestaurant eines großen Kaufhauses in Lugano arbeitet.

Haselnussbraune Augen, schwarzes, glattes Haar, zum Pferdeschwanz gebunden. Acht Stunden lang hat sie Gemüse geschnitten, Orangensaft gepresst, Salatteller hergerichtet, jetzt eilt sie Richtung Bahnhof.

#### **Der Zug fährt in zehn Minuten ab.**

Sonia wohnt in Cugliate Fabbiasco in der italienischen Provinz Varese, sechs Kilometer hinter der Grenze zur Schweiz. Für ihren Heimweg würde sie mit dem Auto weniger als eine halbe Stunde brauchen, aber Sonia hat kein Auto. So ist sie jeden Abend über eine Stunde unterwegs. Mit Bus und Bahn.

**Ich beschwer mich aber nicht, schließlich kann man sich heutzutage nicht aussuchen, wo man arbeitet. In der Krise, die wir in Italien haben, müssen wir bereit sein, weiter weg zu arbeiten, auch wenn das umständlich ist.**

128 Bewerbungen hat Sonja verschickt, bevor sie aus Lugano eine Zusage erhielt.

**Ich bin gerne in Lugano. Auch wenn ich nicht arbeite, komme ich manchmal her. Die Stadt ist hübsch und nicht so chaotisch wie viele andere Städte.**

Sonia beschleunigt, der kleine Lokalzug Richtung italienische Grenze steht schon zur Abfahrt bereit. Hastig kauft sie ihren Fahrschein, ein Zusatzticket zu ihrem Monatsabo. Kaum schließt sich die Tür, setzt sich der Zug auch schon in Bewegung. Gemächlich, es ist ein Kurzstreckenzug.

Sonia lässt sich in einen orangefarbenen Polstersitz fallen und schreibt ihrem Freund eine SMS. Auch er arbeitet im Tessin, außerhalb von Lugano in einem Supermarkt. Giuseppe ist Neapolitaner und wegen Sonia in den Norden gezogen. Seit acht Monaten wohnen die beiden zusammen.

**Er ist nicht wegen des Jobs gekommen, sondern aus Liebe.**

Sonia rechnet ihm das hoch an. Für ihn sei die Mentalität der Tessiner fremder als für sie, die im Grenzgebiet aufgewachsen ist.

**Es gibt Unterschiede, das ist einfach so. Ihm fehlt hier die Herzlichkeit und Wärme der Menschen in Süditalien. Die Tessiner nennt er unterkühlt. Sie sind reservierter als er es gewohnt ist. Es ist sein erster Job in der Schweiz, wie für mich auch. Wir hoffen aber, dauerhaft in der Schweiz arbeiten zu können, weil wir so ein Einkommen haben, von dem wir gut leben können. Für italienische Verhältnisse ist es sogar hoch.**

Sowohl Sonia als auch ihr Freund verdienen im Tessin das Doppelte von dem, was sie in vergleichbarer Anstellung in Italien bekämen. Und die Lebenshaltungskosten sind auf der italienischen Seite der Grenze deutlich niedriger als auf der schweizerischen.

„Die Fahrgäste werden gebeten, in Magliaso umzusteigen“ verkündet der Lautsprecher, aber Sonia kann das nicht irritieren. Die Fahrgäste werden auf

zwei Busse verteilt, dann geht es weiter bis zum Bahnhof von Ponte Tresa. Auf dem Parkplatz steht ein blauer Kleinwagen mit eingeschaltetem Licht. Sonias Freund.

Giuseppe hört sich die Fussballergebnisse im Radio an. Doch Sonia zuliebe schaltet er aus. Ein Kuss auf die Wange, dann lässt er den Motor an. 400 Meter trennen die Schweiz von Italien, Giuseppe legt seinen Ausweis gut sichtbar an die Windschutzscheibe und fährt im Schrittempo auf das Grenzhäuschen zu. Es ist halb zehn am Abend. Der Grenzposten winkt den Wagen gelangweilt durch. So schnell geht es morgens nicht.

**Ich muss vor 5 Uhr am Morgen aufstehen, um bis halb sechs an der Grenze zu sein. Wenn ich auch nur eine Minute später hier ankomme, lande ich in einem Gewimmel von Autos, das mich an Ameisen erinnert. Dann brauche ich eine Dreiviertelstunde, um die 500 Meter von Italien in die Schweiz zu passieren.**

Warum das so ist? Giuseppe's Finger trommeln nervös auf das Lenkrad. Schikane, meint er.

**Ich verstehe nicht, wieso sie genau dann, wenn alle zur Arbeit müssen, die Kontrollen verlangsamten. Was wollen die Grenzpolizisten denn? Vor was wollen sie die Schweiz schützen?**

Vor gefälschten Waren, Drogen und illegalen Einwanderern, die sich im Heer der Italiener auf dem Weg zur Arbeit in der Schweiz verstecken, sagt der Grenzschutz. Aus der gesamten Provinz Varese, aus Como und sogar aus dem Umland von Mailand kommen die Grenzgänger, um im Tessin zu arbeiten.

**Wenn die Italiener nicht wären, dann ginge es dem Tessin schlecht, denn Jobs wie meinen, würden die meisten Tessiner nicht machen. Sie geben sich nicht mit 3000 Franken im Monat zufrieden, schon gar nicht, wenn sie**

**dafür um fünf Uhr morgens aufstehen müssen und erst um sechs Uhr abends Feierabend haben.**

Giuseppes Vollzeitstelle als stellvertretender Supermarktleiter ist für das schweizerische Gehaltsniveau unterbezahlt. Lohndumping, nennen das viele Tessiner und ärgern sich über die italienischen Grenzgänger. Sonia nickt betrübt.

**Wir Grenzgänger werden als lästig empfunden, als Klotz am Bein. Dabei kommen wir seit Jahrzehnten in die Schweiz zum Arbeiten und tragen dazu bei, dass die Wirtschaft hier wächst. Seitdem die Finanzkrise Italien fest im Griff hat, ist die Zahl der italienischen Grenzgänger zwar gestiegen, aber der Schweiz geht es doch gut. Und trotzdem werden wir nicht akzeptiert.**

Stattdessen wird politisch Stimmung gemacht gegen die italienischen Arbeitskräfte. Die „Lega ticinese“, eine auf das Tessin beschränkte Partei mit viel Zulauf, fordert ein Einstellungsstopp für Italiener, die ihren Wohnsitz nicht in der Schweiz haben. Auf Plakaten werden die Italiener als Ratten dargestellt, die den Tessinern ihre Arbeitsplätze wegnehmen.

**Wie viele Tessiner gibt es eigentlich, deren Eltern und Großeltern im Tessin geboren wurden? Die kann man doch an den Fingern einer Hand abzählen. Die Tessiner waren früher in der gleichen Situation wie wir heute, sie mussten ins Ausland gehen, um Arbeit zu finden. Ich weiß wirklich nicht, warum sie sich so auf uns eingeschossen haben.**

Sonia zupft an ihrem Schal, schaltet ihr Handy aus. Das mit der Schweizer Nummer, das braucht sie erst wieder morgen früh. Noch zwei Kurven und sie ist zuhause. Endlich, es ist viertel vor zehn.

## LITERATUR 4

*Im Herbst sah ich immer öfter auf den Kalender und dachte an die Arbeiten, die sie jetzt daheim verrichteten. Dann schrieb ich und erkundigte mich nach der zweiten Ernte und nach den Kastanien. Die Antwort kam zu Weihnachten, wenn ich gern gewusst hätte, ob schon Schnee gefallen war und wie viel. Die Mutter schrieb: "Dieses Jahr gibt es wenig Kastanien, aber Gott sei Dank sind sie gesund und süß, und die Kartoffeln sind schön obzwar man sie nicht im Skorpion gesetzt hat." Diese Nachrichten machten mich träumerisch, und ich schnupperte sogar an dem Brief, ob er nicht ein bisschen nach zu Hause roch. Aus den Briefen war zu sehen, dass die Welt sich hier ein klein wenig verändert hatte und dass es den Leuten in unserem Tal allmählich besser zu gehen begann.*

Nach den italienischen Arbeitnehmern folgen auch viele italienische Unternehmer. Seit Jahren schon suchen sie das Weite, wollen weg aus einem Land, das unter einem extrem hohen Schuldenberg leidet, unter schwachen Wachstumsraten, einem Italien, das seine Wettbewerbsfähigkeit verliert. In der Schweiz versprechen sie sich stabilere Verhältnisse, und kommen deswegen samt Familie und Firma auch ins Tessin: Industrie-unternehmen, Anwälte, Zahnärzte. Ermöglicht durch das Freizügigkeitsabkommen, das die Schweiz vor einigen Jahren mit der EU abgeschlossen hat. Für Sara Granzella die Gelegenheit, sich im Tessin eine neue Existenz aufzubauen.

## REPORTAGE 4

### **Sara – eine italienische Erfolgsgeschichte im Tessin**

Helles Holz, sandfarbene Vorhänge, die Wand in einem warmen Terrakottaton gestrichen – das Behandlungszimmer von Sara Granzella ist eine kleine Wohlfühloase. Die in Mailand ausgebildete Masseurin ist 37 Jahre alt. Schmales

Gesicht, zierliche Figur, dunkelblondes Haar, das sie locker hochgesteckt trägt. Ihre Worte unterstreicht sie mit Gesten, die Hände liegen niemals still. Sie berät eine Patientin mit akuten Spannungen im Schulterbereich. Sie spricht über Schmerzbahnen und Energieflüsse, Muskelentzündungen und Verhärtungen. Sara Granzella versteht ihr Handwerk.

**Ich habe sechs Jahre lang in einem orthopädischen Zentrum gearbeitet, mein beruflicher Background ist also medizinisch, dann habe ich geheiratet und nach vier Monaten war ich es leid, hin und her zu fahren.**

Denn Sara Granzella hat in Lanzo d`Intelvi in einem Tal oberhalb des Luganer Sees gearbeitet. Es liegt auf der italienischen Seite der Grenze und war bis Mitte des 20. Jahrhunderts ein sehr beliebter Luftkurort. Heute hat der Tourismus nachgelassen und das Tal ist in einen Dornröschenschlaf gefallen. Sara liebt die unberührte Natur und die Stille ihrer Heimat – Luganos Stadtlärm und Autoverkehr setzen ihr zu.

**Daran werde ich mich niemals gewöhnen. Ich hänge an dem Tal, aus dem ich stamme. Jeden Dienstag fahre ich hinauf zu meinen Eltern, die dort wohnen, gehe spazieren, treffe Freunde, das würde mir sehr fehlen. Wenn ich nicht diesen freien Tag hätte, wäre das Heimweh unerträglich.**

So aber hat die Masseurin die Vorteile, die ihr die Schweiz bietet, für ihre berufliche Laufbahn genutzt. Statt für knapp 1000 Euro netto im Monat einen Sechs-Stunden-Tag zu absolvieren, ist sie ihre eigene Chefin geworden.

**Den Traum hatte ich schon lange, ich bin gerne unabhängig und mag es nicht, von einem Chef herumkommandiert zu werden. Deshalb habe ich immer gesagt, früher oder später mache ich mich selbständig. Aber das sind Kosten, das ist ein Risiko.**

Saras Angst zu scheitern war groß, aber ihr Mann, ein Tessiner, hat ihr Mut gemacht. Im April 2004 eröffnete die Italienerin ihr eigenes Massagestudio. In Lugano.

**In Italien wäre das nicht so leicht gegangen. Hier gibt es weniger Bürokratie und mehr gesunden Menschenverstand. Vom Gesundheitsamt ist jemand gekommen, um sich die Räumlichkeiten anzusehen und ich habe gefragt, ob sie in Ordnung sind oder ob ich Änderungen vornehmen muss. Für mich war es wichtig, möglichst geringe Startkosten zu haben.**

Sara Granzella taucht die Hände tief in einen Cremetiegel, reibt sie warm und widmet sich der angespannten Schulter auf der Massageliege vor ihr.

**Du musst zeigen, was du kannst. Und Fragen beantworten, die klar darauf abzielen, herauszufinden, wer du bist und warum du hergekommen bist. Sobald ich sage, dass ich hier im Tessin verheiratet bin, ändern sich die Dinge.**

Wie zum Trotz hat Sara ihr Diplom von der Massageschule in Mailand direkt am Eingang aufgehängt. So sehen alle, wo sie gelernt hat. Ihre italienischen Wurzeln versteckt sie nicht. Und auch ihre Gewohnheiten aus der Heimat hat sie nicht abgelegt. Wie die Mehrheit der Italiener geht sie morgens mit leerem Magen aus dem Haus, frühstückt in der kleinen Bar neben ihrem Studio. Cappuccino und Schokoladencroissant. Und alle zwei, drei Stunden ist ein Espresso fällig. So auch jetzt, nach der Schulterbehandlung.

Sara hat ihren Stammpplatz am Fenster. Der Barbesitzer, ein älterer Herr mit weißer Schürze vor dem Bauch, weiß schon, wie sie ihren Kaffee mag. Schwarz, mit einem Spritzer Süßstoff. Ein Nicken und er bringt ihr das Tässchen.

Sara lässt anschreiben, am Monatsende begleicht sie die Rechnung. Ein Seufzer. Statt 90 Cent wie in Italien kostet der Espresso in Lugano umgerechnet 2 Euro 20.

**Am Anfang habe ich mich darüber geärgert, dass die Tessiner auf der einen Seite ein gewisses Misstrauen gegenüber mir als Italienerin an den Tag legen, andererseits aber gerne nach Italien zum Einkaufen fahren. Das ist doch ein Widerspruch.**

Aber Widersprüche gehören zum Leben, das hat Sara am eigenen Leib erfahren. Niemals wollte sie aus ihrem einsamen Tal wegziehen, und nun lebt sie mitten in der Stadt.

**Mein Mann würde nicht weggehen von hier, und ich habe mich eingelebt, deshalb bauen wir jetzt ein Haus hier im Tessin. Ich bin glücklich, mir hier ein neues Leben aufgebaut zu haben.**

Unverstanden und vergessen. Tessin, das Stiefkind der Schweiz. Das waren Gesichter Europas mit Reportagen von Kirstin Hausen. Die Literaturauszüge stammen aus dem Roman, „Nicht Anfang und nicht Ende“ von Plinio Martini, erschienen im Limmatverlag. Gelesen von Matthias Luehn.

Die Musik hat Babette Michel ausgewählt.

Am Mikrofon war Katrin Michaelsen .

-----